

BEIBLÄTTER AUS UND FÜR MISSIONSPRAXIS

Missionsmethoden in China

Von einem Kansumissionar.

Die Missionsmethode der Apostel war schlicht und einfach. „Sie predigten in den Synagogen und auf den freien Plätzen, heilten Kranke“ und bekehrten einen großen Teil der alten Welt. Auch die alten Chinamissionare beschränkten sich wohl im wesentlichen auf die Verkündigung des Glaubens. Wenn auch vieles von ihrer Schöpfung in den späteren Verfolgungen zugrunde ging, sind doch die Reste der Altchristen das Beste, was wir in China besitzen. So behaupten wenigstens die Missionare, die unter ihnen arbeiten.

Der moderne Chinamissionar zerbricht sich den Kopf über die Frage: „Wie bekehre ich meine chinesische Umgebung?“ Er probiert allerlei Mittel und findet am Ende immer wieder heraus, daß das Resultat der angewandten Mühe nicht entspricht.

Viele Missionsstationen haben ein eigenes Zimmer, an dem angeschlagen steht, daß zu bestimmten Stunden jeder freien Eintritt hat, um mit dem Missionar zu plaudern. Mancher müßige Chinese geht hinein, trinkt Tee, raucht Tabak auf Kosten des Missionars, unterhält sich über allerlei, vielleicht auch etwas über Religion und geht dann zufrieden nach Hause mit dem Bewußtsein, einen Nachmittag gut und billig zugebracht zu haben. Ein belgischer Missionar, der diese Methode jahrelang praktizierte, sagte mir: „Christen gab's keine, aber große Tee-rechnungen.“

Die Protestanten besitzen sog. Straßenkapellen, in denen Heilbegierigen religiöse Aufklärung gegeben wird. Ich ritt einmal an einer solchen Kapelle vorbei. Die Türen nach der Straße weit offen. Auf der Straße Geschrei und Gedränge von kaufenden und verkaufenden Chinesen. In der Kapelle ein altes Mütterchen mit zwei Kindern, die andächtig anhörten, was der Prediger ihnen erklärte. Auch Herumziehen mit Lichtbildern, Straßenpredigten gehören zur Methode der Protestanten. Die Neugierde der Chinesen wird ja damit reichlich gestillt. Ob aber viele religiös beeinflusst werden, möchte ich bezweifeln. Der Chinese liebt Aufdringlichkeit nicht. Ich habe schon manchmal in der Unterhaltung Chinesen gefunden, die es fein verstanden, in Ton und Gebärden einen solchen Straßenprediger nachzuäffen. Man hat mir erzählt, daß es auch protestantische Missionare gibt, die sich ein kleines Museum einrichten. Jeder Besucher wird beim Verlassen geschickt in ein Zimmer gelenkt, wo er auch noch religiös bearbeitet wird.

Die Verteilung von religiöser Literatur wird von Katholiken wie Protestanten gleicherweise betrieben. Der Vorteil ist nach meiner Erfahrung nicht bedeutend. Der Chinese nimmt ja alles an, wenn er es auch nicht liest. Papier kann er immer gebrauchen. Nicht wenige meiner Flugschriften habe ich in den Häusern als Tapete wiedergefunden. Sogar solche, die ich den Katecheten gab zur Verteilung, wurden von diesen selbst benutzt zur Bekleidung der Fensterrahmen.

Die Protestanten haben trotz der ungünstigen Verhältnisse ein immer noch wertvolles Propagandamittel in ihren Schulen. Obschon

die Missionare gehen mußten, bestehen viele Schulen unter einheimischen Leitern weiter und werden protestantischen chinesischen Missionszeitschriften zufolge gut besucht. Ob sie sich durchsetzen, wage ich bei dem fortschreitenden Nationalismus nicht zu sagen. Wir Katholiken haben die Schule früher vernachlässigt. Heute, wo wir solche in China haben möchten, stehen wir vor Bergen von Schwierigkeiten. Daß wir aber im allgemeinen die Wichtigkeit der Schule als Propagandamittel in der Mission nicht genug einsehen, geht aus der Vernachlässigung der Universität in Tokio hervor. Sie ist unzweifelhaft für die Bekehrung Japans von größerem Werte als zehn Waisenhäuser.

All die genannten Methoden sind, wenn ich so sagen soll, harmlos. Nützen sie nicht in jedem Falle, so schaden sie auch nichts, höchstens dem eigenen Geldbeutel. Anders steht es mit der Prozeß- und Reismethode. Ihr Schaden wird nicht so leicht wieder gutzumachen sein. Leider ist ein großer Teil des in der neueren Zeit Erreichten mit diesen Methoden aufgebaut. So dürfen wir also nicht staunen, wenn die Chinamission uns noch mancherlei Enttäuschungen bereiten wird.

Die Prozeßmethode beruht darauf, daß in den alten Verträgen, die China heute abschütteln will, die Missionare dem Schutz ihrer eigenen Regierung unterstellt, also von den chinesischen Gerichten exempt waren und auch teilweise noch sind. An und für sich ist diese Maßnahme nicht ungerecht. Ich möchte den Missionar kennen, der sich mit Begeisterung der chinesischen Justiz anvertraut, wo nicht Beweise, sondern Geld den Ausschlag gibt, wo jeder, der in ihre Hände fällt, aufs unbarmherzigste ausgesogen wird? Was schlimmer wirkt, war die Weiterausdehnung auf die Chinesen. Mancher Chinese, der mit Recht oder Unrecht die Behörden zu fürchten hatte, flüchtete zur Mission, um seine Haut und seinen Beutel zu retten. Daß viele Missionare in Prozeßsachen, Steuersachen usw. eingriffen, um auf diese Weise Christen zu machen, Gemeinden zu gründen, wer will das leugnen?

Ich kenne einen Missionar, der bei jedem Missionsritt die Namen von einigen „Neuchristen“ im Notizbuch heimtrug, die ihm einen Prozeß anvertraut hatten. Ein anderer hatte innerhalb eines Jahres 40 Prozesse für seine Christen zu erledigen. Man denke sich einmal den Fall, ein Chinese würde sich so etwas in Deutschland gestatten: welch ein Geschrei! Die Folge dieser Methode war, daß Christen gemacht wurden, aber was für welche! Diejenigen, welche nicht vor der Taufe wieder abschwanken, belästigten auch nach der Taufe den Missionar beständig mit solchen Angelegenheiten. Warum nicht? Dafür waren sie ja Christen geworden. Wollte der Missionar nicht, so lief er Gefahr, daß sie abfielen. Große sog. Bewegungen zum Christentum sind durch solche Methoden entstanden und endeten, wie es kommen mußte, als ridiculus mus.

Ich habe selbst manchen Prozeß untersucht und geführt, aber wenig Dank geerntet, Christen abfallen sehen, weil es ihnen immer noch nicht genug war. Und obschon ich aus Prinzip mich mit dergleichen Sachen nicht mehr abmühe, gibt es immer noch Christen, die murren und drängen: „uken fu, hilf! uken fu, hilf!“ Diese unglückselige Methode hat der Nationalismus beseitigt, und er wird auch manches niederreißen, was damit aufgebaut wurde. Es ist nicht schade darum.

Ich las in einer englischen Zeitung, daß die unter dem Protektorat Frankreichs stehenden Missionare sich sträuben gegen die Aufhebung des Protektorates. Leicht begreiflich. Sie fürchten die Reaktion in

ihren Gemeinden und die Rache der Nationalisten für sich selber. Das ist eine der großen Sackgassen, in der wir heute in China stecken: Der Nationalismus ist bestrebt, Ausländer und Chinesen gleichzumachen vor dem Gesetze, und doch gibt es kein Gesetz. Alles ist Willkür. So war es früher, und so wird es wohl auch bleiben, allen schönen Verheißungen zum Trotz.

Denselben religiösen Wert wie die Prozeßmethode hat die Reismethode. Es sind siamesische Zwillinge. Natürlich, der „Neuchrist“ war ja nicht gekommen, um für seinen Glauben ein Opfer zu bringen, sondern Nutzen davon zu haben. Also mußte der Missionar alles selber tun, Kirchen bauen, Schulen gründen, Lehrer, Katecheten besolden und noch viel viel mehr.

Großenteils wuchert dieses Unkraut der Reismethode auch heute noch üppig fort. Wenn ein Chinese sich als Katechumen meldet, ist es vielerorts so. Er wird ins Katechumenat gesteckt, um zu lernen. Dort ißt er, trinkt er, raucht er auf Kosten des Missionars, bekommt vielleicht auch Rosenkranz, Gebetbuch, Bilder geschenkt. Kommt er aus größerer Entfernung Sonntags zur Kirche, wird er wieder gespeist. Dieselben Wohltaten genießen seine Frau im Katechumenat und seine Kinder in der Schule. Das Christwerden kostet sie keinen Pfennig.

Als ich einmal meine Christen auf diese und andere Punkte aufmerksam machte und sie fragte: „Machen es die Heiden in ihren Pagoden, Schulen auch so?“ lachten sie: „Im Gegenteil, die müssen ordentlich bezahlen.“ Wenn man von den Christen etwas verlangt, regnet es immer Entschuldigungen, und doch weiß man, wie manche Geld verschleudern durch Würfelspielen, Opium rauchen usw. Geht man aber auf ihre vielartigen Betteleien nicht ein, hört man die Klage: „Du tust nichts für uns.“ Daß der Missionar sich abmüht unter tausend Opfern für ihre Seelen, das zählt nicht. Sie wollen andere Opfer. Das sagen zu müssen, ist für einen Missionar nicht angenehm, aber es ist wahr. Mir wurde sogar gesagt: „Wenn du nichts für uns tun willst (sc. in materiellen Sachen), wärest du besser zu Hause geblieben.“

Was haben wir nicht alles für Betriebe in China, von denen die Christen nur den Vorteil, die Mission nur die Last hat! Altersheime für Männer und Frauen, Waisenhäuser, Hospitäler, Apotheken usw. Ich bin sicher nicht gegen Karitas, aber vieles in China ist derart, daß man nicht weiß, ob es noch Karitas oder schon Schmarotzen bedeutet. Wir glauben oft durch möglichst große Weitherzigkeit gegenüber den echten und unechten Nöten der Chinesen diese allmählich zu überzeugen von der Güte unserer Religion. So denken wir, ob aber auch die Chinesen? Christen haben mir schon ins Gesicht gesagt: „Das mußt du tun. Das Geld ist für uns gegeben worden.“ Wäre es nicht besser, wir würden die Chinesen dazu erziehen, selber mehr Erbarmen zu haben mit dem notleidenden Landsmann, als daß wir sie mit Karitas aus dem Auslande förmlich überschütten?

Ob die Christen mehr Glauben bekommen infolge der Gutmütigkeit ihres Missionars, bezweifle ich. Als ich mich eines Tages über die Lauheit vieler Neuchristen beschwerte, meinte die anwesende Katechetin: „Du mußt Geduld haben. Der Eifer kommt erst allmählich. Sie verstehen die Religion noch nicht recht.“ Ich Dummkopf! Nun habe ich immer gemeint, junge Neubekehrte hätten frischen Eifer, und ich muß mir von einer Chinesin sagen lassen, daß der erst später kommt. Also

trotz aller materiellen Weitherzigkeit von seiten der Mission, so wenig Eifer von seiten der Christen? Oder vielleicht gerade deswegen?

Ich leugne nicht, daß durch karitative Betätigung manche Seele gerettet werden kann, aber den Nutzen für die Verbreitung des Glaubens und die Begründung einer lebensfähigen chinesischen Kirche schlage ich gering an. Wir sind doch nicht in China, um hie und da eine Seele zu retten, sondern eine bodenständige Kirche zu schaffen, die dann selber an der Seelenrettung der Chinesen weiter arbeitet. Man kann manchmal Abhandlungen lesen über den Wert der Menschenseele; ergo ist Mission notwendig und kein Opfer darf gescheut werden. Diese Art Deduktion steht auf schwachen Füßen. Warum denn die Seelenrettung gerade in China? Warum nicht anderswo, wo leichter und billiger und mehr Seelen zu retten wären. Wenn ich in China nur wäre, um jährlich soundso viele alte Frauen und kleine Kinder zu retten, ginge ich lieber nach Deutschland oder den Philippinen oder Südamerika, wo jährlich mehr Seelen ohne ihre Schuld verloren gehen, als in China gerettet werden.

Manche Missionen haben einen Haufen bezahlter Täufer und Täuferinnen, die umherziehen und schwerkranke Kinder taufen. Ich gönne den Kindern das Glück, aber können die Chinesen nichts Gutes tun, ohne daß sie dafür bezahlt werden? Einige Missionen haben jährlich bedeutend mehr solcher Taufen als Erwachsener. Trotz großer Zahlen ist also ihr Beitrag für die zukünftige Kirche gering.

Man denke an die Alters- und Kinderheime! Die Chinesen verstehen es fein, aus ihren Familien alles „Unbrauchbare“ abzuschieben. Haben die Christen ein minderwertiges Kind, überlassen sie es der Mission. Sie selber kriegen ja bald wieder andere. Haben sie einen alten Vater, eine alte Mutter, deren Ernährung ihnen lästig ist, muß die Mission sie übernehmen. Wo bleiben die hochberühmten konfuzianischen Grundsätze? Wo die christliche Moral? Ja, es wird den Chinesen leicht gemacht. Abgesehen von der kleinen Entschädigung, die den Eltern als Almosen für Überlassung des Kindes gegeben wird, kostet das Aufziehen eine Summe Geld. Rechnen wir pro Jahr 50 Doll. Chin. Also in zehn Jahren 500 oder 1000 Goldmark. Manche sind mehr als zehn Jahre im Waisenhaus, kosten also pro Kopf ein kleines Vermögen. Was wird schließlich daraus? Einige werden Lehrerinnen, Katechetinnen. Die Mehrzahl muß heiraten. Es gibt immer Christen, die sich um diese billigen Schwiegertöchter bewerben, aber oft sind es solche, die aus Armut oder einem andern Grunde auf dem Heiratsmarkt keine bekommen. Ich kenne Missionen, die den Christen noch Geld geben, wenn sie ihnen Mädchen abnehmen; andere haben so viele, daß sie nicht wissen, wohin damit. In einer Mission stellten die Patres eine Untersuchung an über das Los aller aus ihren Waisenhäusern hervorgegangenen Mädchen. Das Resultat war so niederdrückend, aber die Geldauslagen so groß, daß sie von Waisenhäusern nichts mehr wissen wollten. Wenn man den chinesischen Charakter, die Familien, sog. Verhältnisse kennt, wird man begreifen, daß diese verheirateten Mädchen der Mission viele Sorgen machen.

Man denke ferner an die Hospitäler! Sie haben unzweifelhaft ihr Gutes und sind das sympathischste der verschiedenen Karitasmittel. Ist doch der Kranke schließlich der Ärmste! Es wäre aber verfehlt zu glauben, die Chinesen hätten keine Ärzte, keine Medizinen, oder was sie hätten, sei nur Humbug. Durchaus nicht. Aber der Chineser muß

bezahlen, und wenn er sich daran vorbeidrücken kann, dadurch, daß er zu den Missionaren geht, warum soll er es nicht tun?

P. Dr. Becker schreibt irgendwo: „Die missionsärztliche Tätigkeit soll jedoch in keiner Weise nur als Vorbereitung und Einführung für die christliche Mission gedacht sein. Auch die junge Christengemeinde bedarf des fortgesetzten Lichtes der barmherzigen Liebe, das ihr wie zu Zeiten der Urkirche den Wert der sogenannten Mutterliebe der Kirche gerade der heidnischen Selbstsucht und Lieblosigkeit gegenüber stets vor Augen führt.“ Wie viele Lichter muß denn eigentlich der Chinese haben, um zum Glauben zu kommen und darin zu verharren? Wer liefert das Öl dazu? Man braucht doch nur die Bettelbriefe der Missionare zu lesen, um das zu wissen. Einer schreibt: „Meine Kapellen sind eingefallen, und ich kann sie nicht aufbauen.“ Ein anderer klagt: „Ich kann keine Katechumenate halten, Katechismusschulen eröffnen, weil ich die Besucher nicht ernähren kann.“ Aber wo bleibt die Hilfe seiner Christen? Wenn man einmal die Erfahrung macht, daß auch die ärztliche Mission China nicht bekehrt, wird man wohl noch nach anderen Lichtern suchen. Befindet sich in einem Vikariate ein Hospital, so hat doch eigentlich nur die Umgebung auf 20, 30 km davon Nutzen. Weither kommende Besucher werden selten sein. Der größte Teil der Heiden und Christen wird nach wie vor auf die chinesischen Einrichtungen angewiesen sein. Sollen nun in jeder Hauptstation Hospitäler eingerichtet werden oder sollen die anderen Missionare die kranken Christen auf ihre Kosten nach dem Hospital schaffen, damit ihnen das Licht der barmherzigen Liebe leuchtet?

Es geht dem Chinesen wie vielen anderen Menschen. Geschenktes schätzt er nicht, ist nicht dankbar und geht immer weiter in seinen Forderungen mit der Begründung: „Du mußt es tun.“ Das Märchen vom reichen Europäer, reichen Missionar, an dem er das Recht hat zu saugen, wird durch allzu große Freigebigkeit in den chinesischen Köpfen immer fester.

Ich wünschte mir auch ein Hospital, und ich bin überzeugt, daß es ein gewaltiges Hilfsmittel wäre zur Verbreitung des Glaubens. Aber Gratismethode lehnte ich entschieden ab für Christen wie Heiden, ganz Arme ausgenommen. Wer Geld hat für heidnischen Aberglauben, Opiumrauchen, Sapekenspielen, Festmähler halten u. dgl. mehr, kann auch etwas tun für das Hospital, das sich seiner annimmt. Ein Missionshospital, das ganz gratis arbeitet oder nur die ganz Reichen bezahlen läßt, schwebt in der Luft. Wenn eines Tages die Mittel von auswärts fehlen, hat der Chinese kein Interesse mehr dafür. Er geht zu seinen Ärzten zurück, die er willig bezahlt. Gratisbehandlung und die wohlthätige Mission ist vergessen.

Man denke weiter an die „Armenapotheken“! Ich sah einmal, wie drei Christen in der Apotheke Medizin bettelten, nicht für sich, sondern für Angehörige zu Hause, von denen der eine es im Kopf, der andere im Bauch haben sollte. Die Medizin wurde gratis verabreicht. Ich las einen Artikel von einer Franziskanerschwester, die schreibt: „Obschon hier in der Stadt protestantische Ärzte und Hospitäler sind, kommen viele, auch bessere Chinesen lieber zu uns. Sie sind schlau, denn sie wissen, daß sie es bei uns billiger bekommen.“ Eine solche Methode ist nicht imponierend. Da gefällt mir doch eine Steyler Apothekerin besser, von der mir erzählt wurde, daß sie von jedem, auch dem Ärmsten, einige Kupferstücke nimmt. Sie wird damit keine

Reichtümer sammeln, denn auf 1 Mk. kommen 1500 Kupferstücklein, aber sie erzieht die Chinesen, während die anderen nur ihren Schmarotzertrieb füttern.

Daß die vielerlei karitativen Anstalten jährlich große Summen verschlingen, von denen fast nichts aus China stammt, ist sicher. Und wenn man nun sagt, wie es oft geschieht: „Noch mehr, noch mehr“, kann man mit Recht fragen: „Wer bezahlt's?“ Die Chinesen, auch die chinesischen Christen sicher nicht.

Daß das Christentum in China noch auf so schwachen Füßen steht, hat nicht seinen Grund darin, daß für China zu wenig getan worden ist. Welch andere Mission kann verhältnismäßig so viel Personal und Anstalten aufweisen wie China? Wenn für andere heidnische Gebiete das getan worden wäre, sie hätten ein blühendes Christentum. Wenn man für die Philippinen, Südamerika, die verlassenen Auswanderer den zehnten Teil geopfert hätte, es stünde um sie besser. Aber immer noch gibt es solche, die sagen: „China ist die Zukunft.“

Den Grund der Mißerfolge in China denke ich mir so. Als die alte Mission der Jesuiten zu Grabe getragen war und man später wieder anfang zu missionieren, merkte man, daß die dekadenter gewordenen Chinesen wenig Zug mehr zum Christentum zeigten. Da man die alte Methode auch nicht mehr anzuwenden wagte, fing man Prozeß- und Reismethode an, um vorwärts zu kommen¹. Zwar traute man der Sache selber nicht recht, aber man dachte, mit der Gnade Gottes würden die späteren Generationen sich mausern. Aber das erfüllte sich nicht so ganz. Die vielen Apostaten, non paschantes, lauen Christen, von denen jede Mission möglichst schweigt, beweisen das².

Nun suchte man immer mehr die materiellen Nöten der Chinesen zu verbessern. Man vergaß aber dabei wieder, daß die Befriedigung der starken materiellen Instinkte der Chinesen noch längst nicht geeignet ist, ihre religiöse Flachheit zu beseitigen und sie einem vielfach so grell europäisch gefärbten Christentum hinzuwenden. Bei ihrer Mentalität hätte schon ein chinesisch gefärbtes seine Schwierigkeiten, wieviel mehr ein anderes!

Wie wenig hat man doch China gekannt und wie wenig kennt man es heute noch! Da spricht man von der uralten Kultur und übersieht, daß bloß noch Fetzen davon übrig sind. Man staunt über die Weisheitsprüche des Konfuzius und bemerkt nicht, daß dem Chinesen praktisch wenig daran liegt. Man verhimmelt die hohe Sittlichkeit, das schöne Familienleben und vergißt, daß in Wirklichkeit beides sehr traurig ist. Aber Sündenböcke für das unglückliche China sucht man überall, nur nicht dort, wo sie sind, nämlich in China selber. Der größte Feind Chinas sind seine eigenen Kinder mit ihrem Egoismus, Materialismus, ihrer Gleichgültigkeit, Gewissenlosigkeit, Unwahrhaftigkeit. Wenn man das beseitigen könnte, wäre China glücklich und das Missionieren leicht. Heute sind wir dank Verkenennung realer Tatsachen so weit, daß wir im Grunde nicht wissen, was wir mit China anfangen sollen. Ob der einheimische Klerus uns retten wird, weiß ich nicht.

¹ Vgl. Richthofen, Reisebriefe an verschiedenen Stellen, wo er Klagen katholischer Missionare zitiert.

² Die Statistiker werfen sich bekanntlich nur auf das, was ihnen vorgesetzt wird. Darum können sie seelenruhig schreiben: „In Anbetracht der schwierigen Verhältnisse ein erfreulicher Zuwachs.“ Vom Minus wissen sie ja nichts.

Zur Prozeßmethode fehlt ihm der Einfluß, zu allem andern das Geld, wenn es ihm nicht von außen besorgt wird. Dann hätten wir eine chinesische Kirche, die weiterlebt von fremdem Gelde. Aber wie lange? Es ist traurig, daß es so stark nach business riecht in der Chinamission. Alles, was die Christen für die Mission, Verbreitung des Glaubens tun, muß bezahlt werden und anständig; ohne Bezahlung ist kaum einer zu haben. Opferwillige, selbstlos Arbeitende, aus innerer Überzeugung für Gott und die Kirche Streitende sind selten. Geld, Geld und immer noch mehr. Ob darauf Gottes Segen ruht?

Ich weiß wohl, daß das hier behandelte Thema unangenehmer Natur ist. Sowohl in den Missionszeitschriften als in der Mission selber geht man am liebsten scheu daran vorbei. Selbst die Synode, einschließlich Schanghai, ignorieren diese wunden Punkte, als ob sie von selber heilten. Den Missionaren können sie selbstverständlich nicht unbekannt sein, denn Tag für Tag haben sie darunter zu leiden. Es ist nun komisch, wie manche, die innerlich nicht davon erbaut sind, sich in praxi mit einem Salto mortale darüber hinwegsetzen.

Es gibt solche, die sagen: „Die Chinesen sind noch nicht reif für opferbereite Mitarbeit.“ Bequeme Ausrede. So spricht man schon seit Jahrzehnten. Soll man es auch in Zukunft immer noch sagen? Dann wäre es Zeit, daß die kultivierten Chinesen von manchen unkultivierten Schwarzen lernten. Andere sagen: „Wir müssen die Leute, wenn sie in die Station kommen, füttern, ihnen Tee, Tabak vorsetzen, denn sie sind nach chinesischer Sitte unsere Gäste.“ Fein, dann muß man auch den Christen zu Hause sagen, wenn sie in den Gottesdienst gingen, seien sie jedesmal Gäste ihres Geistlichen. Der wird sich freuen. Der heidnische Chinese, der zur Pagode geht, bildet sich nicht ein, Gast des Pagodenhüters zu sein. Er geht zu seinen Götzen und sorgt im übrigen für sich selber.

Es gibt auch Missionare, die leugnen strikte, daß es bei ihnen Reismethode gibt. Natürlich. Aber sie erfüllen jeden Wunsch ihrer Christen, lassen sich aussaugen und bezeichnen das als Almosen und Karitas. Die Christen preisen ihre Güte, aber unter dem Nachfolger, der nicht so gut ist, fallen sie ab. Zu freigebig sein mit Almosen ist bei den Chinesen gefährlich. Wenn der Missionar sich die Mühe macht, auszukundschaften, was mit seinen Almosen geschieht, wird er oft staunen. Ich kenne reichlich solche Fälle. Den Chinesen kommt es beim Betteln auf einige grobe Lügen nicht an, und er weiß sehr gut die Gründe anzugeben, die bei dem betreffenden Missionar ziehen. In Psychologie steht der chinesische Bauer weit über uns. Ausleihen von Geld verwerfen die kirchlichen Bestimmungen mit Recht. Nur mit Mühe erhält man sein Darlehen wieder. Der Chinese drückt sich, wie er kann, um sein gegebenes Wort zu halten. Ich kenne auch Fälle, wo Familien abgefallen sind, weil der Missionar auf Bezahlung drängt. Ein protestantischer Missionar erklärt: „Bei Darlehen kann man sein Geld nur dadurch retten, daß man dem Chinesen möglichst hohe Zinsen aufzwingt.“

Wie fürchterlich weitherzig manche Missionare den chinesischen Christen gegenüber sind, darüber folgende Fälle.

Ein Diener der Kirche wird wegen Unregelmäßigkeiten getadelt. Er sagt trotzig: „Wenn ich mein Amt verliere, werde ich Bonze.“ Später wird er wegen neuer Verfehlungen entlassen, besucht monatelang keine Kirche mehr und wird Türhüter in der Pagode. Da wird er krank, und schleunigst holt ihn die Mission ins Krankenhaus und steckt ihn, als

er besser wird, ins Altersheim, wo er's sehr bequem hat. Seine christlichen Angehörigen kostet das keine Sapeke.

Einem Christen stirbt die Frau. Um die Kinder nimmt sich das Waisenhaus an. Später erhält er ein Mädchen aus dem Waisenhaus als zweite Frau. Die Kinder ernährt das Waisenhaus weiter. Der Vater braucht nichts dafür zu tun.

Ich war einmal in einer fremden Mission. Hunderte waren herbeigeströmt zum Gottesdienst, die alle in der Mission gespeist wurden. Dann ging der Missionar unter das Volk und warf einige Hände voll Dollar unter sie. „Ach die Leute sind so arm!“ Ich glaube nicht an dieses Dogma vom „armen chinesischen Christen“. Wo er Geld braucht für eine Liebblingsidee, hat er es. Einer meiner Christen kaufte sich eine Frau für 60 Dollar. Einmal begegnete er mir und jammerte, er habe nichts zu essen. Da ich auf dem Standpunkte stehe: „Wer keine Frau ernähren kann, soll sich keine anschaffen“, ließ mich der Jammer kalt. Er hätte sich besser für 60 Dollar Getreide gekauft.

Daß die chinesischen Christen bei ihrer kleinen Zahl und relativen Armut für alles aufkommen können, ist unmöglich. Aber daß man sie einerseits von allem dispensiert, andererseits ihnen allerhand „Wohltaten“ erweist, ist zu weit gegangen. Es gibt viele Heiden, die jeden Tag ihren Götzen Stäbchen und Papier verbrennen. Das macht im Jahre manchen Dollar. Der tausendfältige Aberglaube ist nicht billig. Die Bonzen, Wahrsager, Geomanten, Amulettverkäufer, Händler abergläubiger Dinge sind zahlreich und machen gute Geschäfte. Die Christen sparen das, aber die wenigsten verwenden es für Zwecke ihrer Religion. Verlangt aber der Dorfvorsteher einen Beitrag zur Herstellung der Dorfpagode, schreien die Christen: „Hilf, schen fu, wir werden gezwungen zu heidnischen Sachen!“ Ja, die Rettung der lieben Sapeken.

Ich las einmal einen Artikel, in dem stand: „Wenn ich Geld hätte, könnte ich Christen machen.“ Sicher ich auch, und ich brauchte nicht einmal nach der Taufprämienmethode von Peking zu greifen. Die bald die eine, bald die andere Gegend befallenden Drangsale treiben ganze Scharen den Missionen zu. Sie sind bedauernswerte Leute, die Brot suchen, aber kaum Religion. Der Erfolg fürs Christentum ist minimal. Ich erbt auch einmal ein Gebiet mit Tausenden von Katechumenen, die „Christen“ geworden waren wegen Erdbebenunterstützung. Da kamen hohe Steuern und die Christen riefen: „Schen fu, hilf, daß die Steuern für uns kleiner werden.“ Da ich mich weigerte, legten sie mir Rosenkränze, Bilder usw. auf den Tisch und fielen ab. Was übrigblieb, war kaum nennenswert. Das war der Gewinn der Erdbebenmethode in Kansu. Möge sie nie wiederkommen!

Es gibt auch Missionare, die etwas grob sagen: „Wenn man die Chinesen nicht füttert, kommen sie nicht,“ d. h. ohne Reismethode usw. ist China nicht zu missionieren. Ist das richtig, so ist es eine Schande für die Mission und die Chinesen, und wir würden besser die Sache aufgeben. Wir sind nicht in China, um die Chinesen materiell in die Höhe zu bringen, sondern um das Christentum zu verbreiten. Überlassen wir die Kulturmission anderen! Die obige Äußerung ist indes nach meiner Überzeugung zu schroff. Wohl ist es wahr, daß weitaus die Mehrheit derer, die Christen zu werden wünschen, aus materiellen Beweggründen kommt. Ich habe anfangs bei vielen Katechumenen mit Hilfe von Christen ausspioniert, welche Gründe sie wohl in die Mission getrieben haben. Ein großer Teil hatte einen ganz

bestimmten Grund, der auch nicht lange nach der *captatio benevolentiae* der Anmeldung zum Vorschein kam. Erbschaftssache, Streit mit Nachbarn, nach ihrer Meinung zu hohen Steuersatz, Beitrag zum Pagodenbau, Anstellung in der Kirche, Aufnahme ins Altersheim. Diese Sorte ist schwer zu retten. Erfüllt man ihren Wunsch, ist man vor ihrem späteren Wiederabfall doch nicht sicher. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.“ Andere hatten nur in *confuso* materielle Absichten, belästigten einen monate-, vielleicht jahrelang nicht, bis auf einmal ein Fall sich ereignete, den sie ohne Hilfe des Missionars nicht in Ordnung zu bringen glaubten. Diese Kategorie ist relativ harmlos, aber sie ist der ersten Kategorie gegenüber numerisch so klein, daß ich bei allen Anmeldungen *eo ipso* auf einen bestimmten *Casus* gefaßt bin und mich darum in Defensivstellung halte. Ist ein Katechumen gar zu eifrig oder ein Getaufter mehr als gewöhnlich fromm und bereit zum Sakramentempfang, so sage ich: „Bei dem brennt es. Was mag der auf dem Kerbholze haben?“ Und ich habe mich noch selten getäuscht dabei.

Die relativ Harmlosen lassen sich veredeln. Man muß nur die Mühe nicht scheuen, in Predigt, Katechese, Privatgespräch offen und ehrlich den rein religiösen Zweck der Mission herauszukehren. Auch manche der minder Harmlosen kann man mit Geduld, Aufklärung, entschiedener Abwehr ihrer materiellen Wünsche zu ganz annehmbaren Christen machen. Sie lassen sich mausern. Den anderen ist eben nicht zu helfen. Es fehlt auch das Fünkchen besserer Gesinnung. Leider arbeiten oft die Katecheten dem Missionar entgegen, indem sie hinter dem Rücken des Missionars den Katechumenen allerlei versprechen. Ich habe schon Fälle gehabt, in denen die Katechumenen nach der Taufe von mir Erfüllung des Versprechens verlangten und, da ich mich weigerte, abständig wurden.

Alles in allem genommen bin ich der Überzeugung, daß es auch in China geht ohne materielle Methoden. Es werden wenige sein, die so kommen, aber gute. Sie werden das Senfkorn sein für die Zukunft. Die anderen sind Spreu, welche die kleinste Schwierigkeit nach allen Richtungen hinwegbläst.

Mit heiligem Neide habe ich schon oft Artikel gelesen aus anderen Missionen, wie auch die Christen sich anstrengen und helfen, an der Bekehrung ihrer Landsleute freudig und opferwillig arbeiten. Über China las ich das noch nie, höchstens den verschämten Satz: „Meine Christen sind arm und tun, was sie können.“ Das Genauere muß sich jeder Leser selber suchen, je nach dem Grade seiner Phantasie. Das ist nicht erbaulich und muß auf die Dauer in vielen missionsfreudigen Herzen die Frage anregen: „Was ist eigentlich los mit der China-mission?“

(Anm. der Red.) Obige Ausführungen haben wir aufgenommen, weil sie eine willkommene Ergänzung aus der Praxis heraus bieten zu den Darlegungen dieses Organs über die chinesische Missionsmethode (ZM 1915, 17 ff.; 1923, 114 ff.; 1925, 196 ff.; 1929, 61 ff.), obschon sie leider darauf keinerlei Rücksicht nehmen. Zum letzten Beitrag, d. h. zur Lebbeschen Methode wären auch noch heranzuziehen die Broschüren von Lebbe selbst (*Que sera la Chine demain?* Xaveriana 1925, n. 1) und von Levaux (*La Chine et les Missions*, Paris-Liège 1926), der stark für Lebbe und gegen die „negative“ Methode Stellung nimmt.